

GESAMTDEUTSCHE KIRCHENMUSIKER- TAGUNGEN IN OSTBERLIN

Ein Rückblick auf ihre Entstehungsgeschichte und ihre Entwicklung von
1972–1990

A. VORSTUFEN

I. Die Situation um 1961

Der Bau der Berliner Mauer und die Schließung der Grenzen nach Westdeutschland am 13. August 1961 traf nicht nur die meisten der in der DDR verbliebenen Menschen in ihrer persönlichen Lebensgestaltung zutiefst, sondern bedeutete vielfach auch eine berufliche Isolierung. Das trifft auch auf die wenigen hauptamtlichen katholischen Kirchenmusiker zu, die ihren Gemeinden treu geblieben waren und von denen die meisten noch in Westberlin oder an einer westdeutschen Musikhochschule studiert hatten.

a) Die fünfziger Jahre boten allerdings noch einen relativ großen Spielraum für grenzüberschreitende Kontakte. Berlin war dabei von besonderer Bedeutung, wie überhaupt im Ost/West-Verhältnis dieser Zeit. Dort gab es damals noch mehrfach Großveranstaltungen mit gesamtdeutschem Charakter. So fanden die beiden Deutschen Katholikentage 1952 und 1958 in Berlin statt und vereinigten Menschen aus beiden Teilen Deutschlands.

Für die Kirchenchöre aus Ost und West gab es zwischen 1956 und 1960 viermal ein „Berliner Weihnachtssingen“. Das waren gesamtdeutsche und gleichzeitig auch ökumenische Chortreffen, die ebenso wie die Kirchentage jener Zeit noch in beiden Teilen der Stadt durchgeführt werden konnten. Westdeutsche Chöre sangen im Ostsektor Berlins und ostdeutsche in Westberlin, katholische Chöre in evangelischen Kirchen und umgekehrt. So war der Begegnungscharakter in mehrfacher Hinsicht gegeben.

Im Juni 1961 gab es erstmalig „Berliner Orgeltage“ auf gleicher Ebene, veranstaltet von der Gesellschaft der Orgelfreunde. Sie konnten trotz der sich bereits zuspitzenden politischen Lage noch unbeeinträchtigt durchgeführt werden. Zwei Monate später war Berlin durch die Mauer geteilt und die Grenze geschlossen.

b) Nach dem 13. August 1961 waren die meisten Kontakte zwischen Ost und West zunächst unterbrochen. Damit entfiel auch der persönliche Gedankenaustausch in fachlicher Hinsicht.

Die evangelische Kirche reagierte schnell auf die veränderte Situation. Es gab Patenschaften zwischen westdeutschen und ostdeutschen Gemeinden und auch solche zwischen Kirchenmusikern und zwischen Kirchenchören, die teilweise schon in den fünfziger Jahren entstanden waren und sich nun über Jahre bewährten. Außerdem trug auch der seit langem etablierte Berufsstand der evangelischen Kirchenmusiker dazu bei, daß von seiten der Kirchenleitung für fachliche Weiterbildung auf verschiedenen Ebenen und für Kontakte zu westlichen Berufskollegen gesorgt wurde, soweit das unter den damaligen Umständen möglich war.

Der hauptamtliche katholische Kirchenmusiker in der DDR war hingegen weitgehend sich selbst überlassen. Eine Berufsgruppe, der er angehörte, gab es nicht, da die meisten katholischen Organisten und Chorleiter ihren Kirchendienst nur nebenamtlich versehen. Während für andere Gruppen kirchlicher Mitarbeiter allmählich auch von katholischer Seite Hilfsmaßnahmen eingeleitet wurden und es später auch zu Ost/Westbegegnungen zwecks Weiterbildung in Ostberlin kam, blieben die Kirchenmusiker unberücksichtigt. Nur durch Privatinitiative und persönliche Beziehungen konnte der einzelne diesem Dilemma begegnen und die Engpässe in seiner Arbeit sowie seine Isolation zu überwinden suchen.

II. Auswege

a) In dieser Situation, die im Bistum Berlin besonders spürbar war, befand sich auch Dr. Johanna Schell, hauptamtliche Organistin und Chorleiterin in Potsdam und nach 1961 zusätzlich mit der C-Ausbildung und der Orgelberatung im Ostteil der Diözese Berlin beauftragt.

Durch die Vermittlung von kompetenten Persönlichkeiten der evangelischen Kirche, mit denen sie gut bekannt war und die um ihre Lage wußten, konnte sie engeren Anschluß an ihre evangelischen Kollegen finden. Soweit diese kompositorisch tätig waren, hatten sie sich im Laufe der sechziger Jahre zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen, die sich jährlich traf, um die eigenen Arbeiten vorzustellen, kritisch durchzusprechen, und sich auch sonst gegenseitig auszutauschen. Aus einer ersten Einladung an Johanna Schell wurde eine regelmäßige Teilnahme, die auch dann noch fort-

bestand, als dieser Arbeitskreis Aufnahme in die „Berliner Bibelwochen“ fand.

Hinter diesem Namen verbargen sich Ost/Westbegegnungen auf der Ebene innerkirchlicher Fachtagungen, deren geistliches Element die tägliche Bibelarbeit war. Daher der Name, den man nicht zufällig gewählt hatte. Seine Unverfänglichkeit ermöglichte nämlich, was sonst nicht möglich gewesen wäre. Denn Fachtagungen, die nicht von offizieller staatlicher Seite anberaumt wurden, unterlagen in der DDR generell der Anmelde- bzw. Genehmigungspflicht, wobei westliche Referenten oder Teilnehmer nach Belieben zugelassen oder ausgeschlossen werden konnten, indem man ihnen die Einreise verweigerte. Nur die über einen Tagespassierschein ohne weiteres zugängliche „Hauptstadt der DDR“ (= Ostberlin) ließ ein Umgehen dieser Bestimmungen und damit ein unkontrolliertes Treffen auf gesamtdeutscher Ebene zu. Daher konnte Ostberlin über Jahre zu einer Stätte der Begegnung werden, und die Kirchen wußten das für sich zu nutzen.

Die Gruppe der westlichen Teilnehmer an den Berliner Bibelwochen für komponierende Kirchenmusiker umfaßte etwa 20 Personen, von denen etliche jedes Jahr wiederkamen. Ein eigens für sie bestellter Leiter, der der Gruppe angehörte, regelte die Formalitäten, sorgte für Quartier in Westberlin und stand bei allen eventuell auftretenden Problemen und Fragen zur Verfügung.

Im nachhinein erscheint es schicksalhaft, daß es im Januar 1971 im Rahmen einer solchen Bibelwoche zu einer ersten Begegnung zwischen Dr. Johannes Aengenvoort/Essen und Johanna Schell/Potsdam kam. Aengenvoort war als Gast der westdeutschen Gruppe mitgekommen und erstmalig in Ostberlin. Offensichtlich hatte er über die Werkgemeinschaft Musik, die auch Beziehungen zu entsprechenden evangelischen Kreisen pflegte, von den Berliner Treffen mit ostdeutschen Kollegen gehört und war interessiert, sie kennenzulernen. Er war sichtlich beeindruckt davon, vor allem, weil die fachliche und die menschliche Komponente in gleicher Weise zum Tragen kam.

Von Johanna Schell als einziger katholischer Teilnehmerin der Bibelwoche hörte er von der Not der katholischen Kirchenmusiker in der DDR, ihrem Mangel an Information und Arbeitsmaterial, vom Fehlen einer tragenden Gemeinschaft. Sicherlich fühlte sich Aengenvoort bei diesen Gesprächen als Kirchenmusiker ebenso angesprochen wie als Priester. Er nahm das Gesagte nicht nur zur Kenntnis, sondern überlegte, was er seinerseits für die katholischen Kollegen in der DDR tun könne, um diesen Notstand zu überwinden oder wenigstens zu erleichtern.

B. VORBEREITUNGEN

I. Die Initiatoren und ihre Position

Im Januar 1972 kam es wiederum zu einer gemeinsamen Teilnahme von Johannes Aengenvoort und Johanna Schell an der Berliner Bibelwoche. Auch die aus Potsdam stammende, erst 1971 nach Westdeutschland übersiedelte A-Kirchenmusikerin Anita Köck nahm diesmal als Gast teil. Unter dem erneuten Eindruck der Ost/Westbegegnung der evangelischen Kollegen berieten die Drei jetzt miteinander, wie gleichgeartete Treffen auch für katholische Kirchenmusiker zustandekommen könnten. Aengenvoort wollte von westlicher Seite aus die Voraussetzungen hierfür schaffen, wobei ihm Anita Köck beratend zur Verfügung stehen sollte, da sie mit den kirchenmusikalischen Verhältnissen in der DDR durch eigene langjährige Praxis bestens vertraut war.

Johanna Schell übernahm es, auf östlicher Seite die notwendigen Schritte einzuleiten. Ihr Ansprechpartner war Monsignore Walter Krawinkel, Liturgischer Rat der Diözese Berlin und Sekretär der Liturgischen Kommission der Berliner Bischofskonferenz. Dieser hatte sich nach dem Bau der Mauer 1961 schon verschiedener anderer Probleme der Kirchenmusik im geteilten Bistum Berlin angenommen.

Krawinkel zeigte sich aufgeschlossen und zur Mitarbeit bereit. So kam es nur wenig später zu einer ersten Begegnung zwischen ihm, Aengenvoort und Schell, deren Ergebnis äußerst positiv ausfiel. Beide Männer waren sich auf Antrieb sympathisch und stellten mancherlei Gemeinsamkeiten fest. Beide sahen sich zwar angesichts der äußeren Umstände einer schwierigen, zugleich aber auch reizvollen Aufgabe gegenübergestellt, und beide waren aufgrund ihrer Position auch in der Lage, die zur Realisierung des Planes notwendigen Vorkehrungen zu treffen.

Sachlich gerechtfertigt war das Unternehmen in erster Linie durch die 1965 erfolgte Liturgiereform, die für die kirchenmusikalische Arbeit erhebliche Strukturveränderungen mit sich gebracht hatte. Daß die Führungsschicht der Kirchenmusiker hierfür möglichst gut ausgerüstet und regelmäßig weitergebildet werden sollte, erwies sich als überzeugendes Argument. Aber auch die in den nächsten Jahren zu erwartende Einführung des neuen Gesangbuches begünstigte die Zustimmung der zuständigen kirchlichen Kreise. Und schließlich verdiente die Pflege zwischenmenschlicher Beziehungen auf gesamtdeutscher Ebene auch aus pastoraler Sicht jegliche Unterstützung.

II. Aspekte und Probleme der Organisation

Die Maßnahmen, die von Aengenvoort eingeleitet werden mußten, umfaßten folgende Bereiche:

1. Kontaktaufnahme zur Deutschen Bischofskonferenz mit der Bitte um generelle Zustimmung und Förderung.

Das geschah durch die Vermittlung von Weihbischof Dr. Paul Nordhues von Paderborn, mit dem Aengenvoort gut bekannt war.

2. Initiierung einer Trägerschaft durch die WERKGEMEINSCHAFT MUSIK, zu deren Vorstandsmitgliedern Aengenvoort gehörte.

Der Vorstand der Werkgemeinschaft beschloß, sich in dieser Sache zu engagieren.

3. Kontaktaufnahme mit dem Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen in Bonn und Beantragung einer Finanzhilfe zur Durchführung der Berliner Begegnungstagungen für katholische Kirchenmusiker.

Diese wurde zugesagt.

4. Anwerbung von Teilnehmern und Vermittlung von Referenten.

Da aus politischen Gründen Diskretion geboten war und die geplanten Kirchenmusikertagungen nicht öffentlich ausgeschrieben werden konnten, ergab es sich, daß der angesprochene Personenkreis der Teilnehmer überwiegend in unmittelbarer Beziehung zur Werkgemeinschaft oder aber zu Aengenvoort persönlich stand, z. B. durch seine Lehrtätigkeit an der Folkwangschule in Essen.

Dieses Kriterium in der Zusammensetzung der westdeutschen Gruppe hat den Charakter der Berliner Treffen von Anfang an wesentlich mitbestimmt. Dadurch kam es auch, daß Westberliner Kirchenmusiker nur vereinzelt teilnahmen oder aber von den Begegnungstagungen in Ostberlin gar nichts wußten.

b) Von Krawinkel wurden ebenfalls maßgebliche Schritte unternommen und damit weitere Voraussetzungen für ein Zustandekommen der geplanten Aktion geschaffen:

1. Angliederung der Kirchenmusikertagung an die Liturgische Kommission der Berliner Bischofskonferenz.

Damit war auch von DDR-Seite eine Trägerschaft gegeben. Da Krawinkel selbst der Sekretär dieser Kommission war, konnte er als Gewährsmann auftreten und so mühelos die Zustimmung der Bischöfe erreichen.

2. Bereitstellung von Tagungsräumen und Quartieren.

Da derartige Zusammenkünfte lediglich in Ostberlin stattfinden konnten, kam für die Kirchenmusikertagung nur das Bischöfliche Bildungsheim in der Pappelallee 61, nahe der Schönhauser Allee, in Frage. Dieses

Haus war Anfang der sechziger Jahre für Tagungen umgebaut worden und verfügte über eine Kapazität von 60 Betten, die allerdings nur von DDR-Bürgern in Anspruch genommen werden konnte. Eine Übernachtung westlicher Gäste im Haus war bis 1990 wegen der damit verbundenen Anmeldepflicht nicht erwünscht, selbst wenn sie eine Aufenthaltsgenehmigung für mehrere Tage besaßen.

3. Erfassung des Teilnehmerkreises und Ausschau nach Referenten.

Bei der Ermittlung des in Frage kommenden Teilnehmerkreises waren drei ökumenische Kirchenmusikertagungen hilfreich, die 1969, 1970 und 1971 durch die Initiative der Ökumenischen Forschungsstelle in Potsdam zustande gekommen waren. Aus diesem Anlaß wurden seinerzeit alle hauptamtlichen katholischen Kirchenmusiker in der DDR und des weiteren diejenigen erfaßt, die durch ihre Kirchenstelle für eine solches Treffen in Betracht kamen.

Dieser Personenkreis bildete von ostdeutscher Seite über Jahre den Stamm für die Berliner Tage.

Bezüglich der Referenten bestand von Anfang an eine große Kalamität, so daß diese meistens von westlicher Seite kamen. Dagegen konnten die Chorleitung und einige andere Arbeitskreise auch von DDR-Kollegen übernommen werden.

Die Einladung an die DDR-Kirchenmusiker erfolgte durch Krawinkel im Auftrag der Liturgischen Kommission, womit für die Adressaten bereits der Stellenwert der angekündigten Tagung deutlich erkennbar war.

c) Nachdem die Voraussetzungen für die Kirchenmusikertagungen in Ostberlin geschaffen waren, konnte man sich in gemeinsamer Vorbereitung den praktischen Fragen der Durchführung zuwenden.

Die allgemeine Zielstellung war klar umrissen:

Information – Weiterbildung – Begegnung

Das Informationsbedürfnis der DDR-Kirchenmusiker war außerordentlich groß. Seit Jahren war man weitgehend von wichtigen Informationsquellen (Zeitschriften, Fachbüchern, Noten u. a.) abgeschnitten und besaß nur noch unzureichende und lückenhafte Kenntnisse. Das wirkte sich nachteilig aus, entmutigte teilweise sogar, und erschwerte die Arbeit.

Informationsbedürfnisse hatten aber auch die Kirchenmusiker aus Westdeutschland: so über das kirchliche Leben in der DDR, über die Arbeitsbedingungen ihrer Kollegen und über die ökumenische Zusammenarbeit. Weiterbildung und Information standen daher zu Beginn der Tagungen in unmittelbarer Verbindung und waren für alle Teilnehmer gleich bedeutsam.

Die menschliche Begegnung spielte ebenfalls von Anfang an eine wesentliche Rolle und hat den Charakter der Berliner Tagungen mit ausgeprägt. Die Teilnehmer aus der DDR wuchsen dabei allmählich sowohl untereinander als auch mit ihren Kollegen „von drüben“ zu einer festen Gemeinschaft zusammen. Mehrfach entstanden persönliche Freundschaften bis hin zu gegenseitigen Einladungen für Orgelkonzerte, soweit das im Laufe der Zeit möglich wurde. In unauffälliger, nach außen verborgener Weise wurden hier innerdeutsche Beziehungen gepflegt und gefördert.

Daß diese Entwicklung sowohl von Aengenvoort als auch von Krawinkel mit großer Freude und innerer Genugtuung konstatiert wurde, versteht sich von selbst.

Bei der Klärung von Fragen über Themenstellung, Tagungsablauf und andere organisatorische Probleme war die jahrelange Erfahrung Aengenvoorts aus den von der Werkgemeinschaft veranstalteten Tagungen hilfreich. Sie erleichterte und beschleunigte die Vorbereitung. Von DDR-Seite dienten sowohl die Berliner Bibelwochen als auch die ökumenischen Kirchenmusikertagungen als Modell.

Die Beschaffung des Arbeitsmaterials, vor allem der Chornoten, lag fast ausschließlich in Aengenvoorts Händen. Eine umfangreiche Korrespondenz mit Musikverlagen gibt Aufschluß, in welchem hohem Maße sich dieser um das erforderliche Material gekümmert und die Verlage um Notenspenden für die DDR oder um einen Rabatt beim Kauf gebeten hat. Besondere Verdienste hat sich in dieser Beziehung Dr. Hermann Bittel vom Christopherus-Verlag in Freiburg/Breisgau erworben, der schon an der ersten Tagung 1972 teilgenommen hat.

Eine ganz andere Frage war die, wie die bereitgestellten Noten und anderes Tagungsmaterial nach Ostberlin befördert werden konnte, da dies wegen der staatlichen Bestimmungen auf normalem Wege nicht möglich oder aber zu riskant war. Auch hier geben zahlreiche Briefe, in denen Aengenvoort mit dem Deutschen Caritasverband in Westberlin über mögliche Transferaktionen verhandelt, einen Einblick in seine Bemühungen. In Ausnahmefällen wurden sogar persönliche Wünsche auf diesem Wege von ihm erfüllt.

Bemerkenswert erscheint es auch, in welcher Weise die Quartierfrage für die westlichen Teilnehmer gelöst wurde. Da sie in der Regel nur einen Tagespassierschein für Ostberlin besaßen, mußten sie abends nach Westberlin zurückkehren und dort übernachten. Es gelang Aengenvoort zwar bald, im Fürst Pückler-Hospiz eine verkehrstechnisch einigermaßen günstiges Hotel als Stammquartier zu besorgen, aber es dauerte trotzdem täglich 1 Stunde und länger, bis man von der Schönwalder Straße in die

Pappelallee gelangte, denn man mußte einen Umweg über Bahnhof Friedrichstraße machen. Dieser Grenzübergang war immer stark frequentiert, was in der Regel längere Wartezeiten bedeutete. Die erheblich kürzere Querverbindung zur Schönauer Allee war gesperrt und konnte erst bei der Februartagung 1990, nach Öffnung der Mauer, genutzt werden.

So dauerte es morgens immer eine gewisse Zeit, bis alle Teilnehmer vollzählig versammelt waren, und manch einer hatte etwas zu berichten, wie es ihm – mit oder ohne „verdächtigem Material“ – bei der Zollkontrolle ergangen war.

Und abends war es immer wieder ein schmerzliches und manchmal auch abruptes Auseinandergehen, weil gerade ein DDR-Auto startete, um einige Freunde zur Grenze zu bringen, oder weil der Uhrzeiger zum Aufbruch mahnte. Oftmals wäre man gern noch zusammengeblieben.

Des weiteren gehörte es zu den obligatorischen Aufgaben Aengenvoorts, seine Gruppe, in der sich jedesmal auch im Grenzübergang nach Ostberlin ungeübte Personen befanden, in die Situation einzuführen und Anweisungen zu erteilen. Diese mußten streng beachtet werden.

Das begann mit der bereits in der Einladung enthaltenen Mahnung, den Reisepaß nicht zu vergessen und auf seine Gültigkeit zu achten, und endete mit dem strikten Verbot, ein Teilnehmerverzeichnis oder irgendwelche Notizen über die Tagung bei sich zu führen.

In keinem Fall durfte ein Referent sein Manuskript oder andere Arbeitspapiere bei sich haben. Beides mußte ebenso wie die Noten auf anderem, sicheren Wege in die Pappelallee befördert werden.

Rückblickend wird deutlich, mit welcher ständiger Aufmerksamkeit Aengenvoort seine Teilnehmergruppe zu führen hatte, damit es nicht zu Auffälligkeiten oder gar Zwischenfällen kam, die die Tagung hätten gefährden können.

In Aengenvoorts persönlichen Notizen fanden sich folgende Instruktionen für die Teilnehmer: 1. Keine Drucksachen, Merkblätter oder Korrespondenz zur Tagung mit hinüber nehmen! 2. Belege über Mindestumtausch jeden Tag bei mir abgeben. 3. Ebenfalls 6,50 Ostmark als Beitrag für Verpflegung abgeben. 4. Wer privat einkaufen will, muß mehr umtauschen und Belege bei Rückkehr an Grenze vorweisen. 5. Nach Rückkehr alle Fahrtbelege an die Werkgemeinschaft im Jugendhaus Düsseldorf senden. 6. Anschrift des Tagungshauses in Ost-Berlin: St. Josefs-Heim, Pappelallee 61.

(Mitteilung der Geschäftsstelle)

C. DURCHFÜHRUNG

I. *Der schwungvolle Anfang (1972–1974)*

a) Wie zügig die Vorbereitungen für die erste Begegnungstagung der katholischen Kirchenmusiker vorangegangen sind und mit welchem Elan sie betrieben wurden, zeigt die Tatsache, daß die 1. Tagung bereits vom 11.–15. Dezember 1972 stattfinden konnte, nur zehn Monate nach den ersten Gesprächen darüber auf der Bibelwoche im Januar des gleichen Jahres.

Obwohl der Zeitpunkt wegen des bevorstehenden Weihnachtsfestes ungünstig erschien, fand die Einladung eine große Resonanz. Es war, als hätten viele auf eine solche Einladung insgeheim gewartet. 33 Teilnehmer aus der DDR meldeten sich an, dazu kamen 16 von westlicher Seite. Hauptreferent war der Liturgiewissenschaftler Professor Dr. Philipp Hannoncourt aus Graz, der mit seinem Vortrag über „Liturgisch-musikalische Gottesdienstgestaltung heute“ die Generallinie der zukünftigen Arbeit vorzeichnete und die nachkonziliaren Aufgaben des Kirchenmusikers aufzeigte.

Weitere Referate befaßten sich mit praktischen Auswirkungen der Liturgiereform. Dazu kamen Berichte aus den einzelnen Jurisdiktionsbezirken über das kirchliche Leben in der DDR und Lageberichte über die Kirchenmusik. Referent von evangelischer Seite war Oberkirchenrat Walter Posth/Potsdam von der Kirchenleitung der EKU in Ostberlin.

Die musikalische Arbeit bestand in ausgiebigem Chorsingen, das sowohl der Gottesdienstgestaltung während der gemeinsamen Tage dienen sollte als auch der Kommunikation. Neben den Referaten wurde damit ein weiterer Grundpfeiler der Berliner Kirchenmusikertreffen ausgebildet.

Die Abende waren frei für persönliche Gespräche und gemütliches Zusammensein. Die überaus herzliche Atmosphäre und die Beglückung über die Möglichkeit einer Begegnung dieser Art lassen sich nachträglich schwerlich beschreiben, dürfen aber als außerordentlich bezeichnet werden. Allen Teilnehmern der „ersten Stunde“ sind sie unvergessen.

b) Ein halbes Jahr später, im Mai 1973, fand bereits die 2. Kirchenmusikertagung statt: ein weiteres Zeichen des erfolgreichen Anfangs. Sicherlich spielten bei der Terminvergabe auch die Möglichkeiten des Bildungsheimes sowie der Wunsch, die Tagungen zukünftig in eine wärmere Jahreszeit und nicht vor große Feiertage zu legen, eine Rolle, aber vorrangig war doch der

Drang nach baldiger Wiederbegegnung und Fortsetzung der begonnenen Arbeit.

Die Teilnehmerzahl der DDR-Kollegen erhöhte sich bei dieser Tagung sprunghaft auf 47, wurde danach dann zeitweise wieder rückläufig und blieb schließlich mit circa 40 Personen bis Mitte der achtziger Jahre ziemlich konstant. Auch die Teilnehmerzahl der westlichen Gruppe erhöhte sich. Sie betrug fortan 20–25, so daß insgesamt jedes Jahr ein Kreis von 60–70 Personen zusammenkam.

Schon bald zeigte es sich, daß das Tagungsprogramm der Ergänzung bedurfte. Das anfängliche Informationsbedürfnis war bald fürs erste gestillt, und so traten die Fachfragen in den Vordergrund des Interesses. Ebenso groß war aber auch der Wunsch der Tagungsteilnehmer nach persönlicher Weiterbildung in einzelnen Disziplinen. Daher wurden ab 1974 Arbeitskreise eingerichtet, die von nun an zu jeder Tagungsordnung gehörten. Durch sie konnte außerdem auch den unterschiedlichen Voraussetzungen der Anwesenden besser entsprochen werden als bisher.

An Themen fehlte es nicht, die kirchenmusikalische Praxis bot Stoff in Fülle. Zunächst wurden folgende Sachgebiete behandelt: Chorleitung, Orgelimprovisation, Musizieren mit Kindern, und Moderne Kompositionsformen.

Die Zahl der Arbeitskreise schwankte zwischen 3 und 5, und es wurden im Laufe der Zeit die verschiedensten Kombinationen ausprobiert, ohne daß es gelang, jedes Mal zu einer für alle befriedigenden Lösung zu kommen. Die Zahl der Referate wurde dementsprechend reduziert und diese teilweise sogar in die Abendstunden verlegt.

II. Das Tagungsgefälle der siebziger Jahre (1975–1979)

a) Nach der 3. Tagung im Mai 1974 erwies es sich zunächst als notwendig, den Personenkreis der westlichen Teilnehmer zu modifizieren. So sollten neben A-Kirchenmusikern in den führenden Positionen zukünftig auch solche mit B- und sogar einige mit C-Prüfung vertreten sein und außer hauptamtlichen auch nebenamtliche, damit möglichst jeder Teilnehmer einen ihm entsprechenden Gesprächspartner finden konnte.

Aengenvoort schrieb diesbezüglich nach der Tagung 1975 in seinem Bericht an das Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen:

„Die menschliche und kollegiale Begegnung war diesmal spürbar noch intensiver als bisher, offenbar, weil die westdeutschen Teilnehmer

ähnlich wie die ostdeutschen stärker aus dem einfachen Gemeindedienst kamen. . . ." (13.5.75)

Der Mangel an Frauenstimmen im Chor war ein weiterer Anlaß zu Veränderungen im Personenkreis. Stimmbegabte und chorerfahrene Ehefrauen und Töchter aus Ost und West waren von nun an herzlich willkommen. Sie trugen auch zur Auflockerung der Gesellschaft sowie zur Abrundung der menschlichen Kontakte bei.

Aus Essen bracht Aengenvoort damals die ersten Studentinnen mit nach Berlin.

Mit zunehmender Wiederholung der Begegnungstage stellte sich für Aengenvoort allmählich auch die Frage, ob er in der Zusammensetzung seiner Gruppe einem sich bereits herausbildenden festen oder einem mehr flexiblen Personenkreis den Vorzug geben sollte. Im Blick auf die DDR-Kirchenmusiker äußert er sich dazu in seiner Einladung zur Tagung 1977 folgendermaßen:

„Den Kollegen von drüben ist am besten geholfen, wenn zum größeren Teil solche (westdeutsche Musiker) teilnehmen, die ihnen schon von früheren Tagungen bekannt sind, so daß die schon angebahnten Verbindungen vertieft werden können.

Sie sind aber auch ebenso interessiert, daß sich jedes Jahr dem schon vertrauten Kreis einige neue Gesichter anschließen.“ (16.12.76)

Auf diese Weise wurde nicht nur ein guter Kompromiß gefunden, sondern auch eine ständige leichte Fluktuation in der Teilnahme von westlicher Seite eingeleitet, die sich auf die Dauer günstig und belebend auswirkte. Die Kontakte zwischen Ost und West waren damit breitflächiger angelegt und auch die Voraussetzungen für eine Verjüngung des Teilnehmerkreises in späteren Jahren geschaffen.

b) Hinsichtlich der Thematik gewinnen die Tagungen ab 1975 deutlich an Profil.

Zunächst durch die Einführung einer täglichen geistlichen Besinnung, dann aber auch durch eine größere Koordinierung der Themenbereiche. So wurde das 1975 in den westdeutschen Diözesen, 1976 auch in der DDR eingeführte neue Gesangbuch „Gotteslob“ einschließlich der dazugehörigen Sekundärliteratur (Orgelbuch, einstimmiges Chorbuch, Kantorenbuch, Werkbuch, mehrstimmige Chorsätze und Messen) mehrfach zum Hauptthema der Berliner Tagungen.

Von 1976 an gab es auch fast jedes Jahr einen Arbeitskreis für Orgelliteratur. Damit fand die künstlerische Arbeit des Organisten eine gebührende Berücksichtigung. Der Schwerpunkt lag auf Interpretationsfragen, doch wurde auch verschiedentlich neue Orgelliteratur vorgestellt.

1977 war Pater Godehard Joppich aus Münsterschwarzach erstmalig bei den Kirchenmusikern in Ostberlin zu Gast und referierte über die Geschichte des Gregorianischen Chorals und über die Semiologie. Letzteres Thema, das fast allen Tagungsteilnehmern neu war, zündete so, daß sich Pater Godehard bereiterklärte, in den folgenden 5 Jahren, von 1978–1982, im Rahmen der Berliner Tagungen Arbeitskreise für Gregorianik abzuhalten und eine grundlegende Einführung in die Semiologie zu geben.

Bei dieser Gelegenheit wurde zum ersten Mal der Generationsunterschied zwischen den Kirchenmusikern deutlich. Während die Älteren durch ihre Ausbildung und die vorkonziliare Praxis noch weitgehend über Grundwissen und Kenntnis der Gregorianischen Gesänge verfügten, war das bei den Jüngeren meistens nicht mehr der Fall. Die Arbeitskreise mußten daher teilweise für Anfänger und Fortgeschrittene getrennt abgehalten werden.

c) Aus der kontinuierlichen Folge der Berliner Zusammenkünfte ergaben sich bald auch personelle Konsequenzen für die Vorbereitung. Es war notwendig, weitere Kirchenmusiker in das Vorbereitungsgremium einzubeziehen. Von DDR-Seite waren Klaus Friedrich/Halle und Peter Rompf/Frankfurt-Oder bereit mitzuarbeiten. Ab 1976 kam auch noch der neue Domkantor der St. Hedwigs-Kathedrale, Michael Witt/Berlin, dazu.

Von westlicher Seite waren die Kirchenmusiker durch Professor Rudolf Heinemann/Berlin vertreten, der auf grund seines westdeutschen Passes gleichzeitig der Verbindungsmann zwischen Ostberlin und Essen sein konnte, wenn es darum ging, zu einer schnellen Absprache zu gelangen.

Im Frühjahr 1976 erkrankte Krawinkel ernstlich, ging bald darauf als Pensionär nach Westdeutschland und verstarb dort am 21. November des gleichen Jahres. Er hat insgesamt nur viermal an den Berliner Kirchenmusikertagungen teilnehmen können. Da seine Verdienste um das Zustandekommen dieser Tagungen und ihre jährliche Durchführung längst nicht mehr allen Teilnehmern bekannt sind, seien sie an dieser Stelle nochmals ausdrücklich erwähnt. Sein Einsatz war umso bemerkenswerter, als er den Ansprüchen hauptamtlicher Kirchenmusiker eher skeptisch gegenüberstand und zur Musik keine unmittelbare persönliche Beziehung hatte. Daher trat er auch während der Tagungen eher in den Hintergrund, hatte aber alles genau im Blick. Mit ihm starb einer der Initiatoren der Berliner Kirchenmusikertreffen, dessen Engagement von keinem seiner Nachfolger wieder erreicht noch erwartet werden konnte.

Krawinkels Aufgaben im Führungs- und Vorbereitungskreis der Kirchenmusikertagungen wurden nach seinem Tod vom jeweiligen Vertreter der Berliner Bischofskonferenz übernommen und 1985 schließlich, nach

mehrfachem Wechsel, vom Beauftragten für Kirchenmusik im Ostteil des Bistums Berlin, Pfarrer Peter Wistuba/Berlin.

Am 30. Juni 1979 verstarb Johannes Aengenvoort. Sein plötzlicher Tod wurde von allen Tagungsteilnehmern als schmerzlicher Verlust empfunden, zumal er als Tagungs- und Diskussionsleiter jedes Jahr anwesend und während der Tagung auch ständig präsent gewesen war. Seine Sorge um das Gelingen der gemeinsamen Tage war ebenso unermüdlich wie die um jeden einzelnen, vor allem, wenn man seine Hilfe erbat. Und so fühlten sich vor allem die DDR-Kirchenmusiker buchstäblich „verwaist“.

Aber die Werkgemeinschaft bewies auch diesmal ihre Einsatzbereitschaft und Treue zu den Kirchenmusikern in der DDR. Sie ernannte Dr. Heinz Bremer/Düsseldorf zu Aengenvoorts Nachfolger und hielt damit an ihrer Trägerschaft für die Berliner Begegnungstage auch weiterhin fest. Bremer hatte 1974 erstmalig an ihnen teilgenommen, er war dem Kreis daher gut bekannt und bereits über Jahre verbunden.*

III. Das Tagungsgefälle der achtziger Jahre (1980–1990)

a) Als sich die Kirchenmusiker im Februar 1980 zum 9. Male in Ostberlin trafen, wurde Bremer als Nachfolger Aengenvoorts vorgestellt und herzlich begrüßt. Erleichtert nahmen alle zur Kenntnis, daß die Tagungen weitergehen. Man gedachte Johannes Aengenvoorts in einem Requiem.

Die Organisation auf DDR-Seite lief in bewährten Bahnen weiter. Für die technische Durchführung war Klaus Friedrich/Halle zuständig, er schrieb seit Krawinkels Tod auch die Einladungen an die ostdeutschen Kollegen. 1985 wurde er von KMD Konrad Wagner/Dresden abgelöst und Friederike Burkhardt/Dresden als weitere Mitarbeiterin gewonnen. Peter Rompf/Frankfurt-Oder war bereits 1977 ausgeschieden, da er eine Ausreise nach Westdeutschland erhalten hatte. Johanna Schell/Potsdam konnte infolge eines zunehmenden Hüftleidens nur noch beratend mitwirken und fiel zeitweise ganz aus. So war es gut, daß die Vorbereitung beizeiten von jüngeren Kräften mitgetragen wurde.

Unter den veränderten Umständen war es günstig, daß die Themen für die nächsten Tagungen schon weitgehend feststanden.

Die Arbeitskreise von Pater Godehard waren noch bis 1982 in Gang, wurden aber stets durch weitere mit anderer Thematik ergänzt.

Von 1981 an gab es überhaupt nur noch drei Arbeitskreise: Chorleitung,

Orgelliteratur oder Liturgisches Orgelspiel und, ab 1983, einen bibel – theologischen Arbeitskreis. Dieser fand zahlreiche Interessenten und eröffnete den Tagungen der achtziger Jahre nochmals eine neue geistliche Perspektive.

1981 referierte Philipp Harnoncourt an zwei Abenden über „Biblische Grundlagen der Liturgie“, nachdem er 1976 zum Thema „10 Jahre Liturgiereform“ gesprochen hatte. Die Freude über das Wiedersehen mit ihm war groß, und er übernahm auch das Geistliche Wort für diese Tagung. Mit seinen Vorträgen wurde das Thema Liturgie den Kirchenmusikern immer wieder erneut ins Bewußtsein gerückt.

In der Eucharistiefeyer, die jedesmal am Ende der gemeinsamen Tage gefeiert wurde und die für alle Anwesenden stets ein nachhaltiges Gemeinschaftserlebnis war, gab es 1985 einen Höhepunkt durch die Aufführung der „Missa cum populo“ von Petr Eben. Dieser nahm persönlich an der Tagung teil, begleitete die Probenarbeit und stand auch sonst für Gespräche aller Art zur Verfügung. Die Persönlichkeit des Komponisten beeindruckte die Tagungsteilnehmer ebenso wie seine Musik. Seine Anwesenheit gab der Tagung 1985 einen besonderen Akzent. Wegen der Größe des Werkes, bei dessen Aufführung auch der St. Hedwigschor stellvertretend für einen Gemeindechor mitwirkte, wurde der Gottesdienst diesmal in die St. Hedwigs-Kathedrale verlegt, während er sonst in der Kirche des Bildungsheimes stattfand.

Seit Ende der siebziger Jahre gehörte auch immer ein Orgelkonzert zum festen Bestandteil des Tagungsprogramms. Es wurde entweder vom Leiter des Orgelarbeitskreises oder aber von einem bzw. mehreren Tagungsteilnehmern gespielt. Diese Orgelkonzerte fanden nach dem Bau der großen Klais-Orgel in der St. Hedwigs-Kathedrale 1978 meistens dort statt, nach dem Einbau einer Heizung in der Kirche der Pappelallee 1986 gelegentlich aber auch dort.

Auch der seit 1977 eingeführte freie Nachmittag verdient es, erwähnt zu werden, zumal über seine Notwendigkeit und die Art ihn – vor allem im Winter – zu verbringen, in den Schlußgesprächen immer wieder debattiert wurde.

Zwei Beweggründe hatten seine Einführung veranlaßt: Der eine bestand in der sonst versäumten Gelegenheit, Ostberlin und seine Sehenswürdigkeiten kennenzulernen, der andere in der Möglichkeit des Einkaufs. Letzteres war für alle Tagungsteilnehmer von gleichem Interesse: für die westlichen Kollegen, um das zwangsumgetauschte Ostgeld sinnvoll, meistens für Noten, auszugeben, soweit es nicht als Kostgeld in der Pappelallee abgegeben worden war; für die DDR-Teilnehmer aber, um das für Ostberlin typische

größere Warenangebot zu nutzen, damit man vielleicht mit einem schon lange gesuchten Gegenstand nach Hause fahren könnte.

Die Geselligkeit kam auch in den achtziger Jahren nicht zu kurz. Das fröhliche Beisammensein, möglichst bei einem guten Tropfen Wein, den es in der Pappelallee gegen Entgelt in eine Kasse des Vertrauens jederzeit zu kaufen gab, gehörte ebenso zum Profil der Berliner Tagungen wie die ernsthafte Arbeit. Die seit 1978 fast durchgehend im Februar stattfindende Zusammenkunft fiel nicht selten in die Faschingszeit, und wenn es auch nicht gerade zu einem Kostümfest gekommen ist, so doch zu heiterem Spiel, Gesang und Tanz.

b) Nach etwa zehnjähriger Tagungsfolge tauchte allmählich die Frage nach einer Verjüngung des Teilnehmerkreises auf. Eine solche erwies sich vor allem im Blick auf die jungen hauptamtlichen Kirchenmusiker aus der DDR als notwendig, die an einer evangelischen Kirchenmusikschule oder an einer staatlichen Hochschule studiert hatten. Sie wollte man gern in den Kreis der älteren Kollegen aufnehmen, ebenso die Studierenden des letzten Studienjahres dieser Institute. Die Berliner Tagungen sollten ihnen die Möglichkeit einer Weiterbildung vor allem in den Fächern der katholischen Kirchenmusik vermitteln, die in ihrer Ausbildung zu kurz gekommen waren. Außerdem sollten sie bei dieser Gelegenheit auch Kontakte zu entsprechenden Altersgenossen aus Westdeutschland anknüpfen können. Überlegungen in dieser Richtung hatte es schon zu Lebzeiten Aengenvoorts gegeben. Sie gewannen aber nun zunehmend an Aktualität, zumal es in der Frage des kirchenmusikalischen Nachwuchses in der DDR endlich besser voranging als in früheren Jahren. Verschiedentlich waren bereits neue Stellen für hauptamtliche Kirchenmusiker eingerichtet worden, vor allem für Absolventen der B-Prüfung.

Die Einbeziehung der Jugend in beide Teilnehmergruppen brachte eine erfrischende Bewegung in den Kollegenkreis und auch in das Tagungsgeschehen. Die Teilnehmerzahl der DDR-Kirchenmusiker stieg wieder an und lag fortan durchweg bei 60 statt 40 Personen. Die Größenordnung innerhalb der westdeutschen Gruppe veränderte sich hingegen kaum, da die Teilnehmerzahl durch bestimmte Rahmenbedingungen begrenzt war.

Als sich die Tagungsteilnehmer im Februar 1989 mit dem Wunsch für ein gesundes Wiedersehen im nächsten Jahr voneinander verabschiedeten, ahnte niemand, daß die Februartagung 1990 unter völlig veränderten Umständen stattfinden würde und die Grenzen offen wären.

Ausgerechnet in diesem Jahr war ein sehr konzentriertes Arbeitspensum und ein besonders straffer Tagungsablauf vorgesehen. Pater Godehard hatte sich nach siebenjähriger Pause bereits 1989 wieder mit einem Vortrag über

die Semiologie eingefunden und für 1990 den Gregorianischen Choral als Generalthema der Tagung vorgeschlagen, um die in den Vorjahren erworbenen Kenntnisse zu vertiefen und neue zu vermitteln. Für die Arbeitskreise brachte er noch zwei weitere Referenten mit. Und damit auch keiner zu kurz käme, war vorgesehen, daß jeder an jedem der insgesamt drei Arbeitskreise teilnehmen konnte. Dazu gab es mehrere Plenumsvorträge zum gleichen Thema und – wie alljährlich – Chorsingen.

Diesmal kamen insgesamt 100 Personen, d. h. fast 20 mehr als in den Vorjahren, angelockt nicht nur durch die Thematik und die Persönlichkeit Pater Godehards, sondern mindestens ebenso durch die neue politische Situation. Die Öffnung der Grenze konnte in Berlin in einer Weise erlebt werden wie nirgends sonst, wobei es keine Rolle spielte, ob man die Grenze von Ost nach West oder in umgekehrter Richtung überschritt.

Der ungewöhnliche Anstieg der Personenzahl war diesmal fast ausschließlich durch die westdeutsche Gruppe und eine Anzahl Westberliner Gäste (insgesamt 40 Personen) bedingt, die es genossen, ohne Formalitäten und Zwangsumtausch nach Ostberlin zu kommen. Die Zahl der DDR-Teilnehmer erhöhte sich dagegen kaum, da der in Frage kommende Personenkreis ohnehin bereits erfaßt war.

Trotz mannigfaltigen Verlockungen, die Berlin in diesen Tagen zu bieten hatte, konnte über Mangel an Arbeitsdisziplin nicht geklagt werden. Die knapp bemessenen Freistunden in der Mittagspause benutzte man aber gern, um wenigstens bis zum Brandenburger Tor zu fahren, über die Grenze zu gehen und die sich dort stellenweise schon im Abriß befindliche Berliner Mauer zu betrachten.

Am freien Nachmittag strömten alle Tagungsteilnehmer gemeinsam nach Westberlin, und es war ein fröhliches Miteinandergehen und Lustwandeln in für die meisten DDR-Teilnehmer unbekanntem Gelände.

Am Abend fanden sich alle zum traditionellen Orgelkonzert, in dem diesmal auch noch gregorianische Gesänge gesungen wurden, in der St. Ludwigskirche in Berlin-Wilmersdorf ein, nachdem man sich zuvor in den Gemeinderäumen der Pfarrei durch ein liebevoll zubereitetes Abendbrot gestärkt hatte.

Für die älteren Tagungsteilnehmer war dieser gemeinsame Abend in Westberlin ein ergreifendes Erlebnis. Sie fühlten sich besonders eng miteinander verbunden und befreit von willkürlichem Zwang und Einengungen aller Art. Gleichzeitig erfüllte Dankbarkeit die Herzen, daß man diese historische Stunde zusammen erleben durfte, und manch einer dachte an die beiden inzwischen schon über zehn Jahre verstorbenen Mitbegründer

der Berliner Kirchenmusikertagungen, Walter Krawinkel und Johannes Aengenvoort, und wünschte, daß sie doch auch dieses Erlebnis noch hätten miterleben sollen!

Diesmal trennte man sich mit der Absicht auf ein Wiedersehen im Februar 1991 in Paderborn. Dort soll auf Einladung von Weihbischof Nordhues die nächste Kirchenmusikertagung, die zugleich die 20. sein wird, stattfinden. Sie wird dann keine Ost/Westtagung im bisherigen Sinne mehr sein, sondern eine ganz normale Fachtagung, allerdings eine mit einer besonderen Vergangenheit.

Dr. Johanna Schell

* Dr. Heinz Bremer teilt der Redaktion ergänzend mit, daß Prof. Fritz Schieri, Dachau, als 1. Vorsitzender der Werkgemeinschaft von 1972 bis 1979 sich um das Zustandekommen dieser Tagungen und um deren Fortführung nach Aengenvoorts Tod verdient gemacht hat. Er wirkte mehrfach als Chorleiter mit.